

Alexander Osang **Ankunft in der neuen Mitte**

Reportagen
und Porträts

Ch.Links



kann aber auch daran liegen, daß E. O. Müller eine beeindruckende Formulierung dafür gefunden hat, was das Haus der Demokratie für die Friedrichstraße ist.

»Das Haus der Demokratie ist das Augenzwinkern der Friedrichstraße«, sagt E. O. Müller, während er auf einer braun-gelb gemusterten Couch mit braunen Kunstlederarmlehnen lungert, die vor der lila Tür seines Büros steht. E. O. Müller liegt fast in der Couch, und so wie er es sagt, weiß man, daß er es schon oft gesagt hat. Und daß er damit zufrieden ist. Manchmal nennt er das Haus der Demokratie auch Oase in der Friedrichstraße, die sich nicht als »kontraproduktiver Antipol, sondern als Stätte eines multikulturellen Miteinanders in der Mitte der Stadt« versteht. Müller findet den »Bauhausstil« da draußen »kalt und langweilig«, die Friedrichstraße brauche Leben, Bäume und eine Straßenbahn. Sie brauche ein Flair und eine Vision. Demnächst wird Müller ein »Round-Table-Gespräch« moderieren, in dem über die »Friedrichstraße 2000 – Visionen für ein Stadtviertel« diskutiert wird. Das Flugblatt ist gerade fertig.

Das Gebäude war am Anfang des Jahrhunderts mal der Firmensitz der Münchner Hacker-Pschorr-Brauerei, bevor es in den Besitz des Oberschlesischen Steinkohlesyndikates wechselte, das nach dem Krieg enteignet wurde. Bis zur Wende beheimatete es dann die SED-Kreisleitung, die im Revolutionsherbst den Bürgerbewegungen weichen mußte. Die Eigentumsverhältnisse sind ungeklärt, aber Müller ist sich sicher, daß sie »mindestens bis zum Jahre 2004« Haus der Demokratie sein werden. Jetzt, da die Zeit der wilden politischen Veränderungen vorbei ist, sei es im übrigen auch an der Zeit, »das Haus ein bißchen gemütlicher zu machen«, erklärt Müller. »Hier steht ja überall noch das Mobiliar der SED rum. In den Boden eingelassene Stahlschränke und so was. Das muß raus.« Im Arbeitszimmer des ehemaligen 1. Kressekretärs sitze heute übrigens der Hausmeister. Das sollten wir uns doch mal ansehen. Aber vorher gibt E. O. Müller noch einen Tip. »Das Augenzwinkern der Friedrichstraße. Das wäre doch 'ne Überschrift, was?«

»Der Hausmeister is nich da. Der hat Magengeschwüre, die immer mal wiederkommen und dann wieder weg sind«, sagt Peter Adrian, der als Reinigungskraft im Haus der Demokratie arbeitet. »Und jetzte sind se eben gerade wieder da.« Weiß er denn, daß er hier im Zimmer eines ehemaligen Berliner Parteichefs sitzt? »Ick interessier ma nich für Politik«, sagt Peter Adrian.

Licht mischt sich mit Leben. Der Glaskegel summt immer lauter, je länger Eberhard Diepgen redet. Jetzt ruft er ihm zu: »Ich wünsche allen Berlinerinnen und Berlinern, daß sie hier spannende Einkaufsphasen erleben werden.« Er ist am Ende. Das Summen wird zugeklatscht. Spannende Einkaufsphasen.

Draußen liegen rote Teppiche, es glitzert, der Käse lockt, die Terrinen und der Champagner, und ich muß an Metzler-Hadrich denken und seinen Nachbarn in der 166, den alten Drucker, der gern einen über den Durst trinkt. An Norbert Rahmlow, der in diesem Moment gemeinsam mit ein paar Freunden und der Gruppe Drei Liter Landwein seinen Plattenladen Friedrichstraße/Ecke Behrenstraße eröffnet. Spezialisierung Ostrock und Klassik. Mir fällt Christoph Meyer von Robin Wood ein, dessen Büro gegenüber vom Grand Hotel liegt. Sein schönster Erfolg war ein Spruchband gegen die Abholzung des

australischen Urwaldes, als der australische Premier im Grand Hotel logierte. »Keating«, sagt Meyer, »hat sich von uns verfolgt gefühlt.« Ich muß an Falk Wächter denken, der den kleinen Bürgel-Laden betreibt. Sein bester Kunde ist ein blinder Mann aus Mahlsdorf, der die Keramik fühlen kann. Wächter hat bei der Wohnungsbaugesellschaft Mitte noch ganz gute Mietkonditionen. Trotzdem wird es manchmal eng. Dann fährt er auf die Märkte.

Nein, die Friedrichstraße ist keine Glitzermeile. Jedenfalls nicht nur. Und noch nicht.

Darf man Kartoffeln mit dem Messer schneiden?

Die Frage hängt in der milchigen Morgensonne, die durch die grauen alten Gardinen in Otto Metzler-Hadrichs Tanzsaal sickert. Metzler-Hadrich hat das steife blaue Abendjackett gegen einen hellen Pullover getauscht. Und die buschigen Augenbrauen, die aus seiner Brille wachsen, wirken jetzt nicht mehr zornig, sondern belustigt. »Und was«, fragt Metzler-Hadrich, »macht man mit der Sauce, wenn man keinen Löffel hat?«

Statt einer Antwort erhebt sich Metzler-Hadrich und knarrt übers Tanzparkett, um das Nachschlagewerk »Stil und Etikette« zu holen. Metzler-Hadrich wollte immer schon mehr, als nur Tanzen lehren. Er wollte seinen Schülern Anstand beibringen. Das war nicht leicht in seinen Zeiten. Aber was war schon leicht. Als Otto Metzler-Hadrich aus dem Krieg wiederkam, hatten sie seine Eltern, die eine große Gärtnerei in Anklam besaßen, erschossen. Warum, weiß er bis heute nicht. 1955 saß er wegen Staatsfeindlichkeit im Gefängnis. Auch hierfür weiß er keine Gründe, aber er ist froh, daß es nur vier Monate waren. Seine zwei Ehefrauen starben an Krebs. Ein drittes Mal wollte er nicht heiraten. Sein einziger Sohn will kein Tanzlehrer sein. Otto Metzler-Hadrich ist 71 Jahre alt und hat zu wenige Tanzschüler.

Er legt das Buch auf den Tisch und sagt, ohne es aufzuschlagen: »Natürlich darf man Kartoffeln schneiden. Obwohl ich sie lieber breche. Dann nehmen sie mehr Sauce auf.« Wir sitzen an dem Tisch mit billigem Furnier, rauchen und trinken lauwarmen Capuccino aus dem Kaffeeautomaten in der Ecke des Tanzsaales. »Manchmal fragt man sich, wie man das alles so überlebt hat«, sagt Otto Metzler-Hadrich.

Vor seinem Haus drängeln sich Tausende Menschen. Viele tragen eine rote Rose. Das Lafayette ist offen. Die Friedrichstraße lebt. Hoffentlich erträgt die Poesie des Kommerzes den alten Tanzlehrer.

Die verlorenen Revolutionäre

Eine Herbstreise

Des Teufels General ist zersägt. Die Nacht ist kühl und schwarz. Es ist Oktober in Berlin. Die Volksbühne entläßt ein schnatterndes, schickgemachtes Premierenpublikum, jemand fragt mich, wie ich das Stück auf einer Skala zwischen eins und 100 bewerten würde. Ich weiß nicht. Ich stecke mir eine Zigarette an, sehe den schönen Frauen zu und entdecke Thomas Krüger. Er wartet vor dem Eingang mit einem Gesicht, das mich an irgend jemanden erinnert. Nur nicht an Thomas Krüger.

Aber an wen?

Mir fällt immer nur der alte Krüger ein. Der Ostberliner Innenstadtrat. Sein rauschender Bart. Seine verschossenen ersten Politikeranzüge, zu denen er klobige Wildlederschuhe trug. Improvisierte Pressekonferenzen, auf denen uns ein feuriger Krüger mit immer neuen und immer wilderen Enthüllungsgeschichten zuschüttete. Er hockte hinter seinem Schreibtisch und freute sich an unserem Staunen. Wie stolz er damals aus dem Roten Rathaus trat, vor dem sich Tausende Berliner versammelt hatten, um seinen Rücktritt zu fordern. Ein paar Monate zuvor hatte er eine Punk-Band mit dem Namen Schlimme Limo betreut, jetzt regierte er eine Millionenstadt. Gerade hatte er noch vor einer Handvoll Zuschauer eine »Kammeroper für zwei Piloten, einen Fahrgast und Haushaltswaren« aufgeführt, nun sprach er zu Menschenmassen. In einem Anzug, den er von seinem Großonkel geerbt hatte. Was für ein Spaß!

Krüger schien ein sympathischer Verrückter zu sein, der aus dem Dunkel der Kirchen in die Politik geschleudert worden war. Der seinen Spaß haben wollte und irgendwann wieder im Dunkeln verschwinden würde. Das war klar. Das war falsch.

Krüger blieb.

Er streckt mir eine Hand entgegen. In der anderen hält er eine weiße Visitenkarte. Es gibt viele Telefon- und Fax-Nummern auf der Karte und ganz oben einen schwarzen Bundesadler, unter dem steht: »Thomas Krüger, Mitglied des Deutschen Bundestages«. Krüger grinst mich breit an. Sein Grinsen ist nicht mehr verrückt, es ist zufrieden. Er sagt irgendwas von »Pressuren«, von einem »event«, unterm Mantel blitzt eine türkisfarbene Seidenweste. Plötzlich weiß ich wieder, an wen er mich vorhin erinnert hat. An den Schauspieler Keanu Reeves. Krüger ist nicht so schön wie Reeves.



Thomas Krüger

Aber genauso verloren in seiner glänzenden Hülle.

Natürlich werden Revolutionäre heutzutage nicht mehr geköpft. Die Revolution frißt ihre Kinder auf anständige Weise. Sie ißt sie.

Sieben Jahre danach scheint es, als habe Helmut Kohl die Mauer persönlich eingerissen. Er hat ein dickes Buch veröffentlicht, das »Ich wollte Deutschlands Einheit« heißt. Über das Buch kann ich nicht viel sagen, aber das Personenregister ist interessant. Adenauer, Bismarck, Goebbels sind dort erwähnt, George Bush, Fidel Castro und Hans-Dietrich Genscher. Erich Honecker kommt vor, Königin Elizabeth II., Friedrich von Schiller und sogar Andreas Brehme vom 1. FC Kaiserslautern. Zu Bärbel Bohley gibt es einen einzigen Verweis. Weniger als zu Norbert Blüm, Ibrahim Böhme und Barbara Bush. Friedrich Schorlemmer, Konrad Weiß, Werner Fischer und Vera Lengsfeld gibt es im Einheitsbuch des Kanzlers überhaupt nicht mehr. Die hat Kohls Erinnerung bereits verdaut.

Sieben Jahre danach rolle ich genervt die Augen, wenn ich sehe, wie Bärbel Bohley sich bei Alfred Biolek über eine *Eulenspiegel*-Karikatur beschwert oder Konrad Weiß wutschnaubende Kommentare in einer Sprache schreibt, die mich an Karl-Eduard von Schnitzler erinnert. Daran ist auch Helmut Kohl schuld und natürlich Bärbel Bohley und Konrad Weiß selbst. Aber auch all die vielen kleinen fiesen Gedanken in meinem Kopf, die vergessen lassen wollen, daß ich noch weniger für den Mauerfall getan habe als Kohl. Sie sind in langen Schuljahren gewachsen, bei Politinformationen, »Polizeirufen« und an Sonnabendnachmittagen, an denen ich mitschneidebereit den »RIAS-Treffpunkt« verfolgte. Ich wollte Led Zeppelin aufnehmen, aber aus dem Radio sang »aus gegebenem Anlaß« Stefan Krawczyk. Ich habe ihn gehaßt.

Ich habe nicht verstanden, wie Bärbel Bohley und Rainer Eppelmann in Westsendern an Egon Krenz rummäkelten, wo ich doch so froh war, endlich Honecker los zu sein. Wieso waren sie nie zufrieden?

Ich habe sie nie richtig verstanden. Ich war einfach nicht wie sie. Sie waren mir fremd. Und das macht es komischerweise auch nach sieben Jahren immer noch schwer, mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Ich hinterlasse eine vorsichtige Anfrage auf Friedrich Schorlemmers Anrufbeantworter. Aber Schorlemmer antwortet nicht. Ich bettele Ingrid Köppe, mit mir zu reden. Aber Ingrid Köppe weiß nicht, worüber sie noch reden soll. Und vor allem warum. Dann rufe ich Konrad Weiß an.

»Die Bürgerbewegung war doch keine homogene Masse«, klärt mich Weiß auf.

»Ja«, sage ich hoffnungsvoll. »Deswegen möchte ich ja gerade einzelne bekannte Figuren aus der Bürgerbewegung kennenlernen.«

»Ich bin keine Figur«, sagt Konrad Weiß. »Auf Wiedersehen.« Er hat aufgelegt. Ich höre noch eine Weile in das stumme Telefon. Aber Konrad Weiß ist verschwunden.

Mist.